

# Mensch und Natur – eine untrennbare Einheit

## Eine Ode an die Natur

*Karl Wimmer, August 2021*

*„Ich bin das Land,  
meine Augen sind der Himmel,  
meine Glieder die Bäume.  
Ich bin der Fels, die Wassertiefe.  
Ich bin nicht hier,  
um die Natur zu beherrschen  
oder sie auszubeuten.  
Ich bin selbst Natur.“  
(Hopi, Volk des Friedens)<sup>1</sup>*

Für einen Hopi ist es selbstverständlich, dass er sich seinen Maistrieben liebevoll - wie einem kleinen Kind - zuwendet: Es spricht mit ihnen, singt für sie, streichelt sie und tanzt für sie. Und tatsächlich: Das Wachstum des Mais ist ein Spiegel seiner Zuwendung. Wo kein weißer Siedler wegen der langandauernden Hitze und Dürre Mais ernten kann, dort gelingt es den Hopis. So ist ihr ganzes Leben ein ständiger und bewusster Austausch mit den Kräften des Kosmos, der Erde und allen anderen Wesen.<sup>2</sup>

Leider hat der „weiße Mann“ die indianische Kultur - so wie viele andere indigene Kulturen - weitgehend vernichtet. Für die Hopi begann der Verlust ihrer Unabhängigkeit und damit in einer gewissen Weise auch die Zerstörung ihrer naturverbundenen Tradition im 16. Jahrhundert. Zuerst kamen die Spanier. Sie hatten mit ihren Franziskanermönchen unter den Indianern des Südwestens eine blutige Schreckensherrschaft errichtet und ihnen die Durchführung ihrer jahrtausendealten Zeremonien verboten. Die Folge: Der lebensspendende Regen blieb mehrere Jahre aus. Als einige von ihnen wieder heimlich die Zeremonien durchzuführen begannen und der ersehnte Regen kam, war das für sie ein Zeichen, das Joch der Sklavenkirche abzuschütteln und sich gegen ihre Unterdrücker zu erheben.<sup>3</sup>

Die Folgen sind Geschichte - allerdings einseitig fragmentarisch und vielfach nur in Teilwahrheiten in den Geschichtsbüchern der weißen „Eroberer“ dargestellt. Fakt ist, dass den Indianern mit Gewalt, Unterdrückung und manipulativ-ausbeuterischen Taktiken ihr Lebensraum, ihre grundlegende und in einem echten Sinne nachhaltige Lebensweise und ihre Kultur geraubt wurden.<sup>4</sup>

Auch bei uns lebten die Menschen auf dem Land vor gar nicht allzu langer Zeit noch sehr naturverbunden, ehe die Dampfwalze der Industrialisierung, der Massenproduktion und des Massenkonsums im Dienste des sogenannten „Fortschrittes“ und der vermeintlichen „Wohlstandssteigerung“ um den Erdball zu rasen begann. Und dieser Turbo ist nun dabei, ungebremst nicht nur die letzten Reste der noch verbliebenen unverfälschten Natur niederzuwalzen, sondern den gesamten Lebensraum des Menschen in Schutt und Asche zu legen.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Zitiert von Alexander Buschenreiter: *Unser Ende ist euer Untergang. Die Botschaft der Hopi an die Welt*; Authal 2020, S. 34.

<sup>2</sup> Vgl. dsb., ebenda, S. 34 f.

<sup>3</sup> Vgl. dsb., ebenda, S. 44 ff.

<sup>4</sup> Siehe dazu auch Aram Mattioli: *Verlorene Welten. Eine Geschichte der Indianer Nordamerikas*; Klett-Cotta 2020. Sowie Manuel Menrath: *Unter dem Nordlicht. Indianer aus Kanada erzählen von ihrem Land*; Caliani Berlin 2020.

<sup>5</sup> Vgl. Karl Wimmer (11/2016): *Die Verschrottung der Welt. Wegwerfgesellschaft versus Nachhaltigkeit*; und:

Dsb. (02/2018): *Wirtschaft, Verkehr, Konsum, Müll und Klimafälle*; sowie:

Dsb. (11/2021): *Gedanken zur Umwelt- und Klimaproblematik*; in: <https://www.wimmer-partner.at/aktuell.htm>

Ich erinnere mich an meine Kindheit im Mühlviertel (Oberösterreich):<sup>6</sup> Drei Seiten Wald, auf der einen Seite plätscherte ein Bach vorbei, dessen Wasser über einen Teich einer Turbine zugeleitet wurde, die ein (Gleich-)Stromaggregat abtrieb. Strom nur für das nötigste. Nur einige wenige rötlich-warm leuchtende Glühlampen im Haus, fast so anmutig, wie der Feuerchein in den Höhlen der Frühzeit des Menschen.

Kein künstliches Licht draußen, keine fluoreszierenden Neonlampen, die nicht nur die Nacht, sondern auch den natürlichen Tag-Nacht-Rhythmus des Menschen - und natürlich auch den der Tiere - zerstörten.<sup>7/8</sup> Oft saß ich am Fenster meiner Schlafkammer und schaute verträumt hinaus in den nächtlichen Wald, wo das Mondlicht durch die Zweige schimmerte und sich im Teich spiegelte - ebenso wie das Sternenmeer und die „Milchstraße“ aus dem violetten Nachthimmel. In den lauen Sommernächten unzählige Glühwürmchen - wie Minitaschenlampen, die geheimnisvolle Begriffe und Schriftzüge in das Dunkel der Nacht zu zeichnen schienen. Dazu das Zirpen der Grillen, ab und an das Quaken einer Kröte am Teich oder der Ruf einer Eule oder eines Kautz aus dem nächtlichen Wald. Hin und wieder eine gespenstisch vorbeiziehende Fledermaus.

Die Melodie der vielen Vögel aus dem Wald war einzigartig: es gab den „Abendgesang“ in der Dämmerung, der wie ein Choral „besinnlich“ wirkte und den „Morgengesang“ noch vor Sonnenaufgang, der „aufhellend“, „aufmunternd“, geradezu „fröhlich“ wirkte. Heute sind diese Stimmen weitgehend erloschen.<sup>9</sup>

Die „Gestaltung“ vorm Haus war völlig konträr zu den heutigen Gepflogenheiten „moderner“ Architektur und urbaner Gestaltung: Kein Rasentrimmer vorm Haus, der den Rasen tagaus, tagein abschleckt zu grüner Monotonie wie ein Fußballfeld, wo keine Raupe, keine Larve mehr Lebensraum findet. Keine zugespaltete Terrasse, die jedes Leben darunter erstickt. Keine streng nach Norm geschnittenen, künstlich angelegten Hecken. Hingegen viele naturbelassenen Pflanzen, Sträucher und Büsche, in denen tagsüber ein quirliges Treiben zu bestaunen war: Larven, Raupen, Käfer, Hummeln, Bienen, Wildbienen, unzählige Schmetterlinge aller Arten. Da und dort auch nistende Vögel, geschützt im dichten Gestrüpp der Stauden. Dass Feldränder und Böschungen naturbelassen wurden und ein wahres Paradies für die Fauna waren, das war damals selbstverständlich. Jedenfalls solange, bis die Planiermaschinen kamen um all das einzuebnen und all diese Paradiese zu zerstören.

Am Teich die vielen Libellen mit ihren riesigen Flügeln, die ein seltsam vibrierendes Surren erzeugten, wenn sie zwischen den hohen, zarten, sich sanft im Sommerwind wiegenden Gräsern herumschwirrten - scheinbar „orientierungslos“, aber doch irgendwie einem geheimnisvollen Plan folgend.

Wenn überhaupt etwas gemäht wurde auf den freien Flächen vorm Haus, dann mit der Handsense - oder hin und wieder zwischen den „wild“ wachsenden, in allen Farben schillernden Pflanzen und Sträuchern - mit einer Handsichel, aber auch das nur in „Ausnahmefällen“, falls da und dort tatsächlich „schädliches Unkraut“ aufkeimen sollte.

<sup>6</sup> Ausführlicher siehe dazu: *Gelebtes Leben - Karls Memoiren*; [https://www.wimmer-partner.at/pdf.dateien/karls\\_memoiren.pdf](https://www.wimmer-partner.at/pdf.dateien/karls_memoiren.pdf)

<sup>7</sup> Vgl. dazu Karl Wimmer (09/2016): *Licht- und Lärmverschmutzung – zwei selbstproduzierte Geißeln des ‚zivilisierten Menschen‘*; [https://www.wimmer-partner.at/pdf.dateien/licht\\_laermverschmutzung.pdf](https://www.wimmer-partner.at/pdf.dateien/licht_laermverschmutzung.pdf)

<sup>8</sup> Vgl. Karl Wimmer (10/2019): *Im Rhythmus leben. Leben im Einklang mit den inneren und äußeren Rhythmen*; [https://www.wimmer-partner.at/pdf.dateien/im\\_rhythmus\\_leben.pdf](https://www.wimmer-partner.at/pdf.dateien/im_rhythmus_leben.pdf)

<sup>9</sup> Vgl. Rachel L. Carson: *Der stumme Frühling*; C.H. Beck 1974.

Das war aber kaum der Fall. Die Natur bringt dort, wo sie ihrer eigenen Schönheit überlassen bleibt, kein „Unkraut“ hervor. Das tut sie nur dort, wo ihre natürliche Bodenstruktur jahrzehntelang zerstört wurde - durch monotone Bepflanzung, künstliche Überdüngung usw.<sup>10</sup>

Dass Bienen - wir hatten am Waldrand ein großes Bienenhaus mit nahezu einem Dutzend Bienenstöcken - ganzjährig gefüttert werden müssten, so wie das heute der Fall ist damit sie überhaupt noch überleben können, an solche „Notwendigkeiten“ gab es damals nicht einmal einen Gedanken. Die Bienen konnten sich satt und ausreichend von den umliegenden Pflanzen und deren Blütenpracht versorgen. Als Dank lieferten sie alljährlich eine unglaubliche Fülle an süßem Genuss. Nicht nur für den Gaumen - auch Wunden wurden mit dem „Propolis“ aus den Bienenwaben versorgt - die natürlichste und wirksamste Form von „Penicillin“.

In der Nähe des Hauses gab es einen riesigen Ameisenhügel - Zeichen für einen gesunden Wald - neben einem ebenso riesigen, alten Baumstumpf, der ihnen auch Schutz bot. Das Treiben dieser zum Teil „riesigen“ Ameisen war - ebenso wie die diversen, davon zu- und ausgehenden „Ameisenstraßen“ ein faszinierendes Geschehen. Dieser Ameisenhügel lieferte auch die wirksamste Medizin für meinen Vater, wenn er sich im Sägewerk wieder einmal „das Kreuz verrissen“ hatte: die Ameisensäure. Ein derartiger Umschlag und die Schmerzen und Beschwerden verschwanden innerhalb von wenigen Tagen. Aber auch zum Desinfizieren sowie zum Putzen von sonst schwer löslichen Flecken wurde Ameisensäure verwendet.

Die Leute hatten eine unglaubliche Fähigkeit, die Geschenke der Natur für ihre Zwecke zu nutzen ohne auch nur irgendetwas in seinen natürlichen Formen zu stören oder gar zu zerstören. Der heute so beliebte und oberflächlich verwendete Begriff „Nachhaltigkeit“ war noch nicht geboren, denn das war überhaupt kein Thema, weil es schlicht und einfach nur dieses Prinzip gab. Niemand wäre so verwegen gewesen, etwas „dauerhaft“ zu zerstören. Der Natur wurde nur das entnommen, was diese auch wieder zu reproduzieren vermochte. Das galt für sämtliche „Produkte“ - auch ein Begriff, den man damals noch nicht verwendete -, selbstverständlich auch für das Nutz- wie für das Brennholz aus dem Wald. Dem gesunden Mischwald wurde ebenfalls nur das entnommen, was dieser laufend produzierte.

Hat uns etwas gefehlt, damals in den 1950/60er Jahren im Mühlviertel? Nun, wir hatten vieles nicht, was es heute gibt: kein Plastikgeschirr, keine Plastikverpackung, kein e-mail, kein Handy, keinen Laptop, keine Online-Einkaufsmöglichkeit bei Amazon usw. Doch NEIN, gefehlt hat uns all das nicht und auch sonst nichts. Wir waren gut ernährt, hatten ein Dach über den Kopf, einen mit Holz geheizten, wärmenden Kachelofen, einen Lebensmittelladen, einen Schneider und einen Arzt im Dorf, einen Rettungswagen für Notfälle und ein Spital in der Stadt.

Und vor allem: wir lebten im Einklang mit der uns umgebenden Natur. Jedes Tier auf unserem Anwesen hatte einen Namen. Ich erinnere mich an die betagte Kuh mit dem Namen „Laura“: Wenn man sie beim Namen rief, hob sich den Kopf, trabte auf einem zu und holte sich ihre Streicheleinheiten. Dann trabte sie wieder davon. An Massentierhaltung und Massentiertransporte dachte damals niemand. Die Schlachtung erfolgte ebenso wie die Verwertung des Fleisches regional.

Sind wir (damit meine ich mich und die mir nahestehenden Menschen im Mühlviertel) heute glücklicher als damals? Auch diese Frage ist leicht und mit einem eindeutigen NEIN zu beantworten. Vermutlich ließe sich diese Antwort auf viele andere Menschen ausweiten. Wir leben

<sup>10</sup> Vgl. dazu Karl Wimmer (04/2019): *Lasst die Blumen wieder blühen! Ein Aufruf zur Heilung der Ökosphäre. Leben und Lernen von und mit der Natur*; [https://www.wimmer-partner.at/pdf/dateien/lasst\\_blumen\\_bluehen.pdf](https://www.wimmer-partner.at/pdf/dateien/lasst_blumen_bluehen.pdf).

„bequemer“, das ja, das ist auch an der Masse zunehmender Fettleibigkeit in der westlichen Welt unübersehbar – aber glücklicher?

Es ist kaum fassbar, in welcher rasender Geschwindigkeit, in nur wenigen Generationen in der Menschheitsgeschichte, all diese Prinzipien einer nachhaltigen und gewissermaßen „indigenen“ Lebensweise über Bord geworfen und dem sogenannten „Fortschritt“ der (Post-)Moderne geopfert wurden. Unfassbar, wie das Paradies, in dem man lebte, im Zeitraffer in ein, die Lebensgrundlage des Menschen zerstörendes Chaos verwandelt wurde.<sup>11</sup> Zeichen der Gier nach „Wohlstand“ eines Teiles der Menschheit, der auch jenen Teil der Menschheit, die Indigenen, die „Hüter“ der Erde, inzwischen nahezu ausgerottet hat.<sup>12</sup>

*„Als Hüter des Lebens beeinflussen wir das Gleichgewicht der Natur in solchem Maße, dass unsere eigenen Handlungen bestimmen, ob die großen Kreisläufe der Natur Gedeihen oder Verderben bringen. Unsere gegenwärtige Welt ist die Entfaltung eines Planes, den wir selber in Bewegung gesetzt haben.“* (Thomas Tarbet Jr.; in: *Die Kernaussagen der Hopi-Prophezeiung*)<sup>13</sup>

Werfen wir noch einmal einen kurzen Blick über den „großen Teich“ in ein fernes Land, das 40000 Jahre lang Heimstätte von Menschen war, die in Frieden und Einklang mit der Natur und all ihren Schätzen lebten, ehe die bärtigen Männer mit den großen Booten und den todbringenden Feuerwaffen aus dem Meer auftauchten:

1967 feierte Kanada seinen 100. Geburtstag, den „Canada Day 1967“. Die Ureinwohner Kanadas, die Indianer, kamen dabei nur als Randerscheinung vor. Bis auf einen einzigen Redner, den man stellvertretend für die Indigenen Kanadas zu Wort kommen ließ: Chief (Häuptling) Dan George (1899-1981). Er brachte alle zum Verstummen:

*„Wie lange kenne ich dich schon, oh Kanada? Seit 100 Jahren? Ja, seit 100 Jahren und so vielen, vielen Monden mehr. Und heute, wenn du deine hundert Jahre feierst, oh Kanada, dann trauere ich mit all den indianischen Menschen im ganzen Land. Denn ich habe dich gekannt, als deine Wälder meine waren, als sie mich mit Fleisch und Kleidern versorgten. Ich habe dich gekannt, als in deinen Strömen und Flüssen Fische leuchteten und in der Sonne tanzten und die Gewässer sagten: ‚Komm, komm und ernähre dich von unserer Fülle‘. Ich habe dich gekannt, als die Winde der Freiheit wehten und mein Geist mit ihnen über dieses gute Land streifte. Aber in den langen hundert Jahren seit Ankunft des weißen Mannes ist meine Freiheit genauso seltsam verschwunden wie der Lachs, wenn er ins Meer hinausschwimmt. Die fremden Bräuche des weißen Mannes, die ich nicht verstand, wurden mir aufgebürdet, bis ich nicht mehr atmen konnte. Als ich mein Volk anführen wollte, wurde mir meine Autorität entrissen. Meine Nation wurde in deinen Geschichtsbüchern ignoriert, sie war in der kanadischen Geschichte nur ein klein wenig wichtiger als die Büffel, die die Prärie durchwanderten. In deinen Filmen und auf deinen Theaterbühnen wurde ich verspottet. Wenn ich dein Feuerwasser zu mir nahm, wurde ich betrunken - sehr, sehr betrunken. Und ich vergaß. Oh Kanada, wie kann ich mit dir diese Hundertjahrfeier begehen? Soll ich dir für die Reservate danken, die mir als Überrest meiner wunderschönen Wälder geblieben sind? Für die Fische in Konservendosen aus meinen Flüssen? Für den Verlust meines Stolzes und meiner Autorität, selbst unter meinen eigenen Leuten? Nein! Ich muss vergessen, was Vergangenheit und vorbei ist.“<sup>14</sup>*

<sup>11</sup> Siehe dazu auch ein Interview mit dem Pionier der Klimafolgenforschung Hans Joachim Schellnhuber; in: *Jung&Naiv*; <https://www.youtube.com/watch?v=5UKySSUv8QI> sowie ein Interview mit demselben beim Wiener Stadtgespräch zum Thema *Klima & Corona - Die Geschichten zweier Krisen*; <https://www.youtube.com/watch?v=z466WhGwtLE>

<sup>12</sup> Siehe dazu auch Aram Mattioli: *Verlorene Welten. Eine Geschichte der Indianer Nordamerikas*; Klett-Cotta 2020.

<sup>13</sup> Zitiert von Alexander Buschenreiter: *Unser Ende ist euer Untergang. Die Botschaft der Hopi an die Welt*; Aethal 2020, S. 221.

<sup>14</sup> Zitiert von Manuel Menrath; in dsb.: *Unter dem Nordlicht. Indianer aus Kanada erzählen von ihrem Land*; Caliani 2021, S. 30 f.

Jeder Kommentar dazu ist überflüssig. Erwähnt werden darf hingegen, dass die Enteignung und Freiheitsberaubung neben der massenweisen Tötung und der Verseuchung mit bislang unbekanntem Krankheitserregern, beileibe nicht das einzige Verbrechen der Weißen an diesen Völkern waren. Man denke nur an die sogenannten *Residential Schools*.<sup>15</sup> Kinder wurden ihren (indianischen) Eltern entrissen, in „christliche“ Umerziehungslager gesteckt und unsäglich-er/m seelischen, körperlichen und sexuellen Gewalt und Missbrauch ausgesetzt.<sup>16</sup>

2017 feierte Kanada seinen 150. Geburtstag. Pompös, mit Pauken und Trompeten. Sämtliche Shows und Kommentare auf Englisch und Französisch. Keine einzige indigene Stimme war zu hören, nur eine indianische Kulturschaffende, Elizabeth Buset, wurde angefragt, ein Werk stellvertretend für die Indianer des nördlichen Ontarios für eine Ausstellung einzureichen. Sie sandte einen mit dem roten Ahornblatt verzierten Trinkhalm aus Plastik. Das Museum stellte diesen mit ihrem Begründungsschreiben aus. Darin stand:

*„Ich habe dieses Jubiläum mit all der Geldverschwendung für Feuerwerke, Gedenkfeiern und schwachsinnige Gemeindeprojekte so was von satt. Über ein halbe Milliarde Dollar wird ausgegeben, um die Kolonialisierung dieses Landes zu zelebrieren, obschon es nichts zu feiern gibt. Dieser Jahrestag ist derart irrelevant und abstoßend, dass ich weder die Zeit noch die Energie in ein Kunstwerk zu seiner Verherrlichung investieren wollte. Der Trinkhalm hat mich 1,41 Dollar gekostet. Bis er sich zersetzt, könnten 15000 Jahre vergehen. Vor 150 Jahren gab es noch kein Plastik. Kanada hatte keine Deponien, keinen Ölsand und keine Liste bedrohter Arten. Eine Wegwerfkultur existierte ebenfalls noch nicht. Als ich den Trinkhalm kaufte, fragte mich die Verkäuferin, ob ich eine Plastiktüte haben möchte.“<sup>17</sup>*

Ja, Grund zu feiern gibt es in all den westlichen „Fortschrittskulturen“ wahrlich nur wenig - aber viel zu betrauern. Und viel zu lernen:

*„Alles ist so seltsam gespalten und zerrissen, selbst unsere Art, auf die Schwingungen aller Dinge der Natur zu achten. Was wir erhalten wollen, ist der Kreislauf des Lebens, der allen Menschen Segen bringt; nicht nur uns, den Diné.“ (Kee Shey, Diné-Navajo)<sup>18</sup>*

*„Was wirklich zählt, ist die Schönheit, die wir in unser Leben bringen, die Art, wie wir unsere Verantwortung [leben] und unsere Pflichten [...] erfüllen.“ (Weißer Bär, Hopi)<sup>19</sup>*

*„Die Erde ist ein lebendiges Ding, und sie liebt uns wie eine Mutter.  
Deshalb beginnt sie, wenn wir nicht achtgeben,  
uns wirklich hart aufzurütteln.“  
(Thomas Banyacya Sr.)<sup>20</sup>*

<sup>15</sup> **Residential Schools** nannte man in Kanada Schulen, die **von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 1996** betrieben wurden. Es handelte sich um internatartige Schulen, die ausschließlich von Kindern der kanadischen Ureinwohner, also der First Nations, der Inuit und der Métis, besucht wurden. Diese Schulen sollten die Kinder von den Eltern fernhalten und zugleich von ihrem kulturellen Einfluss. Der Gebrauch ihrer jeweiligen Muttersprache wurde ihnen strikt verboten, stattdessen sollten sie Englisch bzw. Französisch lernen. Damit verbunden war ein allgemeiner *Zivilisierungsauftrag*, dessen treibende Kraft eine Untersuchungskommission 1996 als „kulturellen Triumphalismus“ bezeichnete. Insgesamt handelt es sich um bis zu 3000 Institutionen, die in einem Verfahren zur Anerkennung als ehemalige *Residential Schools* stecken oder bereits anerkannt sind. Unter Federführung des *Department of Indian Affairs and Northern Development* und gesetzlich gegründet auf den *Indian Act* von 1876, den *Gradual Civilization Act* von 1857 und den *Gradual Enfranchisement Act* von 1869, erhielten vor allem die Kirchen - überwiegend die katholische und die Vorgänger der *United Church of Canada*, also Presbyterianer, Methodisten und Kongregationalisten - den Auftrag, diese „Schulen“ zu führen. Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Residential\\_School](https://de.wikipedia.org/wiki/Residential_School)

<sup>16</sup> Dort kam es zu zahlreichen psychischen und physischen Übergriffen, für die sich sowohl die beteiligten Kirchen inoffiziell (z. B. 2009 die katholische) als auch der kanadische Staat (2008) entschuldigt haben. Doch der mehrere Generationen umfassende Versuch, ganze Kulturen auszulöschen, wird bis heute nur selten als ein Verbrechen verurteilt.

Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Residential\\_School](https://de.wikipedia.org/wiki/Residential_School)

<sup>17</sup> Kunstwerk von Elizabeth Buset mit der Bezeichnung ‚*Why I’m over Canada 150*‘, 2017, Ausstellung ‚*The Perspective From Here: 150 Artists From the North*‘, Thunder Bay Art Gallery, 22.06.-24.09.2017; zitiert von Manuel Menrath; in dsb.: *Unter dem Nordlicht. Indianer aus Kanada erzählen von ihrem Land*; Caliani Berlin 2020, S. 30.

<sup>18</sup> Zit. von Alexander Buschenreiter: *Unser Ende ist euer Untergang. Die Botschaft der Hopi an die Welt*; Authal 2020, S. 83.

<sup>19</sup> Zit. von dsb., in: ebenda, S. 44.

<sup>20</sup> Zit. von dsb., in: ebenda, S. 203.

## Die Natur der Sinne

Das Zarte siegt über das Harte

### Bruder Baum

Bruder Baum - ich spüre dich.  
Deine Kraft, deine Festigkeit, deine Beständigkeit.  
Dabei spüre ich auch die Kraft in mir,  
meine Festigkeit, meine Beständigkeit,  
meinen Halt im Leben.

Bruder Baum - ich sehe dich.  
Deine Rinde, deine Äste, deine Zweige - dürre wie frische.  
Deine Verletzungen, das Harz, das aus deinen Narben strömt  
- wie eingetrocknete Tränen.  
Dabei sehe ich auch mich.  
Meine Dürre und meine Frische.  
Meine Verletzungen - meine Trauer und meine Tränen  
- zurückgehaltene und geweinte,  
meine Erstarrung und meine Lebendigkeit.

Bruder Baum - ich höre dich.  
Dein Ächzen, dein Rauschen, dein Knistern.  
Dabei höre ich auch meinen Lebensfluss,  
das Pulsieren, Rauschen und Knistern  
- schmerzvoll wie lustvoll.

Bruder Baum - ich rieche dich.  
Deinen Duft, dein Harz, deine Frische, deine ätherischen Öle.  
Dabei rieche ich auch den Duft meiner Leiblichkeit,  
den Schweiß meiner Haut, den eigenen Atem.  
Der Duft des Lebens strömt durch mich.

Bruder Baum - ich schmecke dich.  
Ein Stück von deinem Blatt, ein Stück von deiner Frucht.  
Ich schmecke dein Harz, deine ätherischen Öle.  
Dabei schmecke ich auch mich,  
den Geschmack meiner Leiblichkeit, das Lebendige in mir.

### Mein Freund der Baum ist tot

Viele Bäume sah ich sterben in all den Jahren meines Lebens - um so manchen, der nicht notwendiger Weise der menschlichen „Rationalität“ weichen musste, trauerte ich<sup>21</sup> - so wie die damals in meiner Jugend bekannte und berühmte Schlagersängerin Alexandra, die selber 1969, mit jungen 27 Jahren, einem mysteriösen Tod zum Opfer fiel: *Mein Freund der Baum ist tot - er fiel im frühen Morgenrot* (Alexandra 1968):

---

<sup>21</sup> Ich denke dabei zum Beispiel an ganze Straßenzüge in unserer Stadt, in der entlang der Straßen Alleen von schattenspendenden und klimaschützenden Bäumen standen: alle weg – sie mussten ersatzlos hitzestrahrenden Betonplatten und Parkplätzen für Autos weichen. Ein Baum ist in vier Minuten gefällt, aber er braucht vierzig Jahre um seine volle Größe zu entfalten.



[https://www.youtube.com/watch?v=u\\_q0\\_XvVEJo](https://www.youtube.com/watch?v=u_q0_XvVEJo)

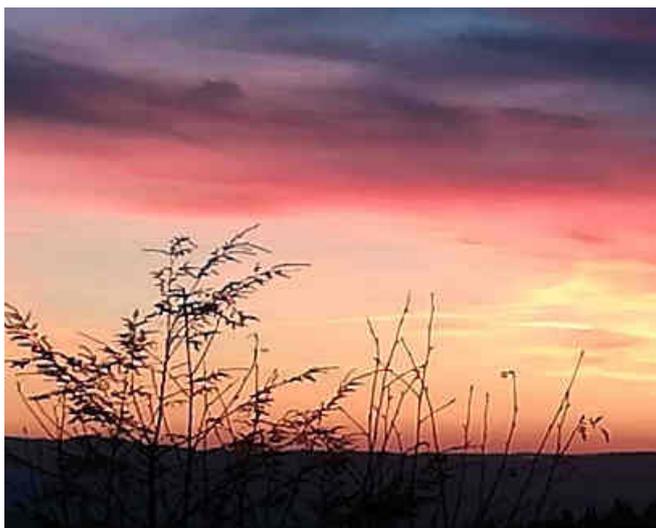
## Abendstille

Letzter Schein der Sonne in zartem Rot am Firmament.  
 Der Mond steht still und voll am violetten Himmel.  
 Sanftes Blau über den Hügeln in der Ferne.  
 In der Nähe das dunkle Grün - Bäume, Sträucher, Gräser.

Grillenzirpen, sanftes Wasserrauschen am Teich.  
 Ein zarter Windhauch in den Zweigen der Bäume.  
 Der Duft der Erde, Bäume, Pflanzen, Sträucher und Gräser  
 - mild und doch kräftig.

Der Puls des Lebens spürbar in der Luft.  
 Die Kraft der Erde, die trägt  
 - im Leiden, wie in der Freude - immerzu.

## Morgenrot



**Erstes Morgenrot** (Alexandra 1967):

<https://www.youtube.com/watch?v=I5MUrYArAss>

## Die Natur:

Brotlieferant - Lebensader - Kraftgeber - Schönheit - Mysterium - Erholungsraum - Sinnoase

